

Der Lübecker Stadtdiskurs der Gemeinnützigen

„Diese Stadt tickt in der Mitte“

Helmuth Berkings fremder Blick von außen

Manfred Eickhölter

Der Weg in die Stadt

Als der Stadtsoziologe Prof. Helmut Berking, Technische Universität Darmstadt, im August für ein langes Wochenende zu Gesprächen mit Stadtbewohnern sich traf, da war sein erster Eindruck schon gebildet. Der „wenig spektakuläre“ Weg vom Bahnhof ins Zentrum kippte beim Durchschreiten des markanten mittelalterlichen Holstentores, „es ist wirklich ein Tor“, ins Überraschende: eine Altstadt, in der gewohnt und gelebt wird, eine Stadtmitte, die mit dem alles überragenden Bauensemble von Rathaus und Marienkirche die Einheit von Geld und Glaube („nicht Thron und Altar!“) in die Denk- und Redeweisen auch der heutigen Bewohnerschaft wie selbstverständlich sich einschreibt.

Das „städtische Imaginäre“, die Vorstellung, wie diese Stadt ist, die Vision, wie diese Stadt zu leben hat, wird in Lübeck von der gebauten Stadt des 13. Jahrhunderts geformt. Berking zitierte zur Unterfütterung seines Eindrucks die Ergebnisse einer aktuellen Studie über Klimawandeldiskussionen im Vergleich zwischen Lübeck und Rostock. Die in fünf Jahren aus 60 qualitativen Interviews gewonnenen Ergebnisse belegen, dass Klimaschutzdebatten in Lübeck primär fokussiert werden auf die Frage, wie die gebaute Altstadt im Klimawandel bestehen kann, wie sie ihn bewältigen wird. Andere Aspekte der durchaus komplexen Thematik träten demgegenüber in den Hintergrund, würden an den Rand geschoben oder übersehen. Berking: „Ich bin tatsächlich überrascht und auch irritiert, in welchem hohem Maße die alte Stadt das Denken und Reden der Stadtbewohner strukturiert.“

Stadt als Museum?

Im Blick von außen ist das Lübeck aus der Insel für Berking ein Museum und damit verbindet sich die Frage: „Wie lebt es sich in einem Museum?“ Er gab dazu eine humorig-bissige Anekdote: „Wir saßen beim Vortrag im Garten der Gemeinnützigen, ein Vortrag sollte beginnen. Das Glockenspiel des Heiligen-Geist-Hospitals erklang zur festgesetzten Zeit. Da sagte die Vortragsmoderatorin: „Jetzt warten wir noch auf Jakobi, dann können wir anfangen.““

Tourismus als Gefahr

Unüberhörbar war Berkings Warnung vor einer Überbewertung des touristischen Geschäftsfeldes, hier sei Zurückhaltung geboten. Eine Stadt, die als gebaute Stadt bereits ein Museum sein, müsse sich selbstkritisch die Frage vorlegen: Wieviel „Museum“ verträgt eine Stadt? Museumsbetriebe müssten zumindest gekoppelt werden mit aktuellen gesellschaftlichen Themen. Das Auswandererhaus in Bremerhaven, privat betrieben, sei inzwischen auch ein bedeutendes Zentrum für Migrationsforschung und wirke damit in die Region hinein.

Ein volles Haus

Der erste Vortragsabend im Stadtdiskurs bescherte den Initiatoren einen bis auf den letzten Platz gefüllten Großen Saal. Das Interesse war da, die Erwartungen waren hoch, und es gab missfällige Vorurteile: „Wie kann ein Mann von außen es wagen, uns belehren zu wollen über unsere Stadt!“ Auch das sei wohl typisch für Lübeck, hieß es im anschließenden Gespräch der Verantwortlichen im Restaurant Zimberei: die behüten und bewahren wollende Geste im Blick auf die Stadtinsel, auf das Ei, das zerbrechliche; gemeint war damit der fotografische Blick von oben oder die Kontur von Stadtplänen.

Die Arbeiter fehlen im Bürgerbild

Widerspruch gab es aus dem Publikum von (...) Schwarz, Dozent/Prof. an (...) gegen die Behauptung einer Dominanz eines Stadt-Bildes, das geprägt sei vom Bild des Kaufmanns. Schwarz: Lübeck war im 20. Jahrhundert eine Industriestadt, hier gab es eine Arbeiterschaft, Ingenieure, Weltmarktproduzenten.“ „Aber“, so fragte Helmuth Berking zurück, „hat sich diese geschichtliche Periode im „städtischen imaginäre“ durchgesetzt“? Der ideale Lübecker sei ein Bürger, der seinen Gewinn, seine Einnahmen und Gehältern privat wenig antaste, sondern zum Wohle der Stadteinsetze. Das sei Geist vom Geiste der Zeit um 1300.

Museum oder Weltkulturerbe?

Kontrovers wurde im kleinen Kreis bis fast um Mitternacht die Frage diskutiert, ob Lübeck ein Museum sei. Vehement verweigerte Ingo Siegmund, Architekturforum, und Tom Elsner, Sanierer der Rösterei in der Wahnstraße, diesem Diktum eine Gültigkeit. Lübeck sei Weltkulturrebe und die Bewohnerschaft lebe und arbeite kultivierend an diesem Erbe. Als Berking daraufhin provozierend einwarf, wer so viele steinerne Dokumente zur Verfügung habe wie Lübeck, der müsse auch welche kassieren dürfen: „Man muss auch mal etwas wegwerfen oder abreißen.“, da beging er spürbar ein Sakrileg. Für Lübecker sind die erhaltenen baulichen Zeugen der Stadt aufgerückt in den Rang von Sakralgegenständen. Dabei sind die Wirkungen der dicht gebauten, enge Stadt durchaus sehr verschieden: Gefängnis für die einen, Paradies für die anderen.

Die Eigenlogik von Stadtmitte und Stadtteilen zueinander

Warum, so fragte Berking in die Runde, interessieren sich die Kulturleute der Stadt neuerdings so auffallend stark für die Bezirke außerhalb der Insel, die Stadtteile? Glaubt, hofft, erwartet man, dass da draußen das andere, das neue Leben der Stadt tickt? Nein, war Ulf Matthiesen erläuternd ein, weil Lübeck ein derart dominantes Zentrum hat, führen die Stadtteile ein gesamtstädtisch wenig beachtetes Eigenleben; teilweise mit ausgeprägtem Eigensinn, wie etwa Travemünde, das darauf besteht, sich als eigene Kommunität zu begreifen und als solche auch wahrgenommen zu werden. Es sei eine Textur der Eigenlogik Lübecks, dass die Stadtteile entweder gar keinen Eigensinn ausbildeten, dass sie Dörfer blieben, wie etwa Schlutup, oder sich eben massiv abgrenzten wie Travemünde. Tom Elsner ergänzte: „Hamburg lebt von der Reibung der Stadtteile gegeneinander, aber Hamburg hat im Gegensatz zu Lübeck keine gebaute alte Mitte.“

Kritik

Abschließend eine Bemerkung zur Regie der Abende. Wenig förderlich war es für die Diskursbildung, dass der Vortrag Berkings, statt unmittelbar im offenen Gespräch mit dem Publikum vertiefend wirken zu können, sofort ergänzt wurde durch Statements von ausgesuchten Gästen. Deren Themen waren an sich interessant, blieben aber bezogen auf den Vortrag ‚beihier spielend‘ und verwirrten mehr, als das sie sinnvoll ergänzten. Unglücklich auch, dass die Initiatoren Peters-Hirt, Ulf Matthiesen, Marlies Behm, Ingo Siegmund, Cornelius Borck mit einigen ausgesuchten Gästen intensiv und erhellend, aber abgeschieden vom großen Publikum diskutierten. Ergo: Am Diskursformat kann mit Aussicht auf Verbesserung noch gefeilt werden.